Roter Holunder

Flandern 1576, verfaßt 2025 I n h a l t 1 Skandal in der Kathedrale • 2 Diebstahl beim Amtmann • 3 Soetenser erklärt verschiedene Charaktere • 4 Sturmläuten für einen fehlschlagenden Aufstand • 5 Flucht aus dem Steen • 6 Bei Anneke in der *Schute* • 7 Auf Besuch in Schloß Zülfenbeek • 8 Der Gutshof sinnt auf Gespensterabwehr • 9 Ausgespukt • 10 Eine hoheitliche Botschaft trifft ein • 11 Ausblick

Den Roman des flämischen Patrioten Raf Verhulst *Till Eulenspiegels Jugend*, Antwerpen 1942, kann ich nicht empfehlen. Trotzdem hat er mich zu dieser Erzählung angeregt. Drei Motive der Verhulstschen Handlung habe ich dem Kern nach sogar übernommen: Einbruch beim Amtmann, Flucht aus dem Steen, Gespensteraustreibung auf Schloß Zülfenbeek.

1

Spanier hin, Spanier her, die Sonntagsmesse in der Anwerpener Liebfrauenkathedrale war an diesem sonnigen Märztag gut besucht. Viel beten soll ja helfen. Man schrieb das Jahr 1576. Requesens, der sogenannte königliche Statthalter der spanisch besetzten Niederlande, röchelte bereits auf seinem Sterbelager. Dafür hatte Franciscus Sonnius in der Nacht zuvor in seinem Himmelbett gerülpst, gefurzt und geschnarcht wie immer. Als Antwerpener Bischof – selbstverständlich frommer Katholik wie der ferne König Philipp II. – war der feiste, zudem etwas schmierige Geistliche auch Chef der wuchtigen Kathedrale. Deren Turm war 123 Meter hoch, das nur nebenbei. So ein Glied hätte Sonnius gern gehabt, schlief er doch selten mutterseelenallein in seinem Himmelbett.

Sonnius stand mit dem Rücken zum Altar vor den marmornen Stufen des Chorraums und sagte seine üblichen Sprüche auf. Rechterhand des vierstufigen Altarpodests schwebte die nach Art einer großen Kanzel angebrachte Orgel, linkerhand hing in einer wenig tiefen, meist dämmrigen Nische ein großformatiges Gemälde von irgendeinem schon verblichenen Meister. Da es immer dort hing und alle es kannten, blickte kaum noch jemand hin, Bischof oder Pfarrer eingeschlossen. Jetzt freilich runzelte ein Jugendlicher, der in der fünften Bankreihe saß, seine unter einer glatten Ponyfrisur hervorschimmernde Stirn. Eigentlich sah er trotz seiner schwarzen Haare wie ein Unschuldsengel aus. Jetzt verkniff er auch die Augen, um die Nische mit dem Gemälde besser mustern zu können. Dann stieß er seinen linken Banknachbarn an, wohl ein biederer Handwerker um 50. „Entschuldigen Sie, mein Herr“, raunte er mit einem Nicken zur Nische, „da stimmt doch irgendetwas nicht! Oder was meinen Sie ..?“

Der schlanke hübsche Bengel hieß Till, 15 Jahre alt. Der Mann folgte dessen Fingerzeig – und hielt sich sogleich erschrocken eine Hand vor den Mund. „Pst, pst, mein Junge!“ preßte er flüsternd zur Seite. „Das ist ja allerhand!“

Aber es war zu spät. Auch Tills Mitverschworene Nele und Joos saßen nämlich in der Messe und hatten wie Till sofort ihre jeweiligen Banknachbarn angespitzt. Wie sich versteht, klumpten sie nicht beisammen und mieden jeden Hinweis darauf, sich zu kennen. Schließlich war ihr Club *Roter Holunder* ein Geheimbund. Alles andere wäre viel zu gefährlich gewesen. Sie hatten keine Lust, schon in frühster zarter Jugend von spanischen Hellebarden aufgespießt und dann gebraten zu werden.

Das Tuscheln und Glucksen, das sich erhoben hatte, brachte selbst den Bischof ins Stirnrunzeln und Schielen, während er wie ein Automat fortfuhr zu labern. Und da es rasch in gotteslästerliches Kichern und Prusten überging, trieb er seinen an einem Pfeiler dösenden Küster mit ungehaltenem Kopfnicken zu der Nische, auf die jetzt schon Dutzende von Messebesuchern starrten oder sogar deuteten. Dort hing ein neues und offensichtlich überaus frevelhaftes Gemälde, das der Küster noch nie gesehen hatte. Selbstverständlich war er entsetzt und eilte sofort zu Sonnius, um ihm die Ungeheuerlichkeit ins fleischige Ohr zu raunen. Darauf unterbrach sich Sonnius und stürmte ebenfalls zur Nische. Er erstarrte vor Schreck, nur sein Mund ging wie ein Höllentor auf. Dann kam wieder Bewegung in ihn.

„Nimm es ab, nimm es ab!“ herrschte er seinen Küster an und fuchtelte wild durch die Nische. Aber das war leichter gesagt als getan. Der Küster rüttelte nämlich, teils von einem Schemel aus, vergeblich an dem nur fadenscheinig vergoldeten Rahmen des neuen Gemäldes. Was Wunder – Zimmermann Joos, 19 Jahre alt, hatte es in der Nacht mit Spezial-Schellen angeschraubt, für die der Küster in der Sakristei leider kein geeignetes Werkzeug auftrieb. Der Bischof stand wie auf glühenden Kohlen, während sein Küster erfolglos rackerte und schwitzte. Schließlich fuhr ihn Sonnius mit wegwerfendem Armefuchteln erneut an. „Laß dein Hampeln sein, du Tolpatsch! Hole ein Tischtuch oder ein Bettlaken, damit wir den Frevel einstweilen notdürftig verhängen und die Messe ordnungsgemäß beenden können!“

So geschah es, während das Kirchenschiff bereits brodelte wie ein Karnevalskahn. Die bestechende künstlerische Qualität des neuen Gemäldes wurde dabei recht ungeschminkt erörtert. Einige verdammten das Bild, doch die Mehrheit pries es in höchsten Tönen. Es zeigte drei beleibte, an den Füßen gebundene Personen, die trotz ihrer umgestülpten kostbaren Trachten als Bischof, Pfeffersack und Feldherr zu erkennen waren. Sie hingen kopfüber, gleichsam verkehrt herum an einem Gerüst. Ihre Unterhosen fehlten. So

gab die Schwerkraft ihre Geschlechtsteile dem Anblick der GafferInnen preis. Zwar waren ihre männlichen, zeugungssüchtigen Schläuche überlang, doch der Künstler hatte sie jeweils in sich selbst verknotet. Sie litten an einem Spermastau.

Das Gemälde stammte von Clubmitglied Carel, 18 Jahre alt, das sich wohlweislich von der Messe ferngehalten hatte. Der junge Mann mit den prächtigen kastanienbraunen Locken war hier und dort schon als Maler, sogar als frecher, bekannt. Bis vor Kurzem war er noch Gehilfe eines Schülers von Pieter Bruegel d.Ä. (dem „Drolligen“) gewesen. Jetzt hatte er seine Dachkammer in der Dohlenstraße kurzerhand zum eigenen Atelier erklärt. Seinen Vornamen schrieb er mit C, weil das interessanter aussah als K oder als seine kräftige Nase. Hätte es damals schon Smartphones mit Kamera gegeben, wäre er bereits durch den Coup in der Kathedrale zu ewigem Ruhm gekommen. Wie sich versteht, wurde das üble Gemälde bald nach der Messe entfernt und beschlagnahmt. Das konnte der *Roten-Holunder*-Aktion aber keineswegs jegliche Wirksamkeit rauben, ganz im Gegenteil. Der Drucker Wim Soetenser, Liebhaber von Neles Mutter Aline, hatte nämlich nach einem Kupferstich von Carel vorsorglich 300 Flugblätter mit einer Abbildung des Werkes und einer kurzen Schilderung des Vorfalls in der Messe angefertigt, die sich die Leute andern-tags fast gegenseitig aus den Händen rissen. Die Sache war für Tage Stadtgespräch.

2

Antwerpen, an dem breiten Strom Schelde gelegen, hatte zur Handlungszeit dieser Geschichte ungefähr 80.000 EinwohnerInnen. Schon damals dürfte dort schwerlich Roter Holunder geblüht haben. Nele, die spätere Clubchefin, entdeckte ihn jedoch, als sie einmal mit ihrer Mutter Aline auf Reisen durch die Wälder der Ardennen wanderte. Die Mutter war kräuterkundige Hebamme. Auch dem Roten Holunder wurden einige Heilwirkungen nachgesagt, etwa bei Entzündungen, Verstopfung, Husten. Der Strauch bevorzugt Schatten, Wald, Berge. Zwischen den Kühen und Schafen des Marschlandes oder an den Ufern der Schelde wird man ihn also kaum finden. Dagegen gehörte Nele dort hin, und was sie selber betrifft, fand sie das keineswegs sonderlich vergnüglich, obwohl sie nirgends als Melancholikerin galt. Die blonde, dralle 17jährige war sowohl lesewütig als auch sonnenhungrig. Man konnte sie somit kaum als Stubenhockerin beschimpfen. In der DDR wäre sie wahrscheinlich *FKK*-Mitglied gewesen. Ihr Berufswunsch war „Ärztin“, und daran hielt sie auch hartnäckig fest, obwohl die Aussichten, irgendwo zum Studium zugelassen zu

werden, niederschmetternd gering waren. Vielleicht war das aber kein Verlust, hing sie doch, wie schon gesagt, frühen „alternativen“ Heilwegen an. Beim Lesen benutzte sie ihr blondes Haar als Vorhang; beim Werkeln band sie es zum Pferdeschwanz, steckt es zuweilen auch hoch. Hauben und Zwillings-Zöpfe haßte sie jedoch. Hatte sie in dem Obstgarten von Tills Eltern glücklich ein paar Sonnenstrahlen ergattert, räkelte sie sich hinein, träumte von ihrem Heilberuf sowie von einem sonnigen Landstrich wie der Algarve, von der ihr einmal ein portugiesischer Matrose Wunderdinge erzählt hatte. Jedenfalls schienen die Leute dort nicht mit kilometerlangen Röcken und mühlsteingroßen Halskrausen durch die Gegend zu laufen. Womöglich kannten sie auch die Landplage betrunkener Landsknechte nicht.

Zum antispanischen Widerstand war Nele allmählich durch Wim Soetensers Einfluß gekommen. Der Drucker und Schriftsteller hatte gute Verbindungen zu den Oraniern. Als er einmal nicht mehr ganz nüchtern am Küchentisch von Neles Mutter saß, schimpfte er allerdings, mit Oppositionsführer Fürst Wilhelm von Oranien, dem angeblichen „Schweiger“, habe man auch nur ein eitles Arschloch mit den bekannten Machtgelüsten vor der Nase. „Als Oranien 1562 in den Staatsrat zurückkehrte“, rieb sich Wim die ewig verfärbten Hände, „sah er mit Entsetzen, daß Kardinal Granvelle auf dem ersten Stuhl thronte. Somit hatte der liebe Fürst mit dem zweiten Stuhl Vorlieb zu nehmen. Sein Zähneknirschen beim Hinsetzen übertraf jedes Mahlwerk einer Windmühle.“ Wim war witzig, mutig und klug zugleich. Von Montaigne hatte er bereits mehrere Essays ins Flämische übersetzt und als schmalen Auswahlband gedruckt. Wie sich versteht, ergriff er bei verbotenem Tun immer verschiedene Vorsichtsmaßnahmen. Immerhin hatte er, am Brabanter Platz, ein eigenes Haus mit schweren Außentüren aus Eiche, zudem mit Fensterläden im Erdgeschoß, in dem seine Werkstatt lag. Nele wohnte mit ihrer Mutter im Zweiten Stock. Der Speicher diente hauptsächlich als Übungsplatz zum Schießen mit Pfeil und Bogen. Ein erfreuliches, nahezu lautloses Geschäft!

Die Sitzungen des vierköpfigen Holunderclubs fanden meist bei Till in vergleichsweise schwindelerregender Höhe statt. Tills Eltern besaßen ein *vier*geschossiges Haus mit mordssteilem Dach. Im hinteren Dachgiebel, der auf den Obstgarten ging, lag Tills weitgehend sturmfreie Bude. Seine Eltern betrieben in diesem Gebäude das Wirtshaus *Zum edlen Roß*, das in der Tat auch Pferdeställe, also Unterkünfte für die vierbeinigen Gäste zu bieten hatte. Till arbeitete vorwiegend als Pferdeknecht mit, denn er liebten jeden Gaul, auf dem nicht gerade ein sogenannter Herrscher saß. Zwar hing ihm von daher stets Stallgeruch in den Kleidern, aber Nele, die sich den Jüngsten als Liebsten auserkoren hatte, fand das eher vorteilhaft. Pferde rochen fast so gut wie Heilkräuter. Dagegen erdul-

dete sie Tills zweiten Stammgeruch nur widerwillig. Obwohl längst „Freidenker“, wie man etwas später dazu sagte, war Till nämlich immer noch Meßdiener in Sankt Andreas. Dazu hatten ihn einst seine Eltern verdonnert, und so trug er auch den süßlichen, ekelhaften Weihrauchduft ins Haus.

Als Freidenker, dem leicht Verfolgung drohte, hatte Till mit Joos’ Hilfe eine interessante Abseilvorrichtung an der rückwärtigen Giebelwand angebracht. Das dicke Seil war neben seiner Fensterbank an einem Haken verknotet und auch aufgerollt. Bei Gefahr ließ er es blitzschnell Richtung Obstgarten hinab und sauste an ihm nach unten. Wie sich versteht, zog er vorher Lederhandschuhe an, sonst hätten die Funken das ganze Stadtviertel in Brand gesteckt. Wollte seine Besucherin Nele in den Obstgarten, benutzte sie diesen Fluchtweg ebenfalls, obwohl gerade keine Gefahr drohte. Till rutschte hinterher – und sie fing ihn gerne auf und preßte ihn an ihre erfreulich strammen Brüste …

Im Juli saßen die vier Clubmitglieder bei Till zusammen, um den Coup beim Amtmann vorzubereiten. Dazu hatte sie Wim Soetenser angespitzt. Diesmal eilte es. Der Drucker hatte von den Oraniern erfahren, ein Überläufer habe ein Schriftstück mit den jüngsten Aufstandsplänen der Seeländischen einschließlich einer Auflistung ihrer Mannschafts-, Flotten- und Waffenstärke sowie ihrer Vertrauensleute in den städtischen Behörden gerade erst dem Amtmann ins Wams gesteckt, und der habe es einstweilen behelfsmäßig im Schreibpult seines häuslichen Arbeitszimmers eingeschlossen, wie sie von ihren Spionen im Antwerpener Rathaus wußten. Man müsse dieses Dokument sofort entwenden, ehe es kopiert und von den Besatzern ausgeschlachtet werde. Der Amtmann war ohne Zweifel ein Hohes Tier, nämlich der städtische Verwaltungs- und Gerichtschef, der den Besatzern jeden Wunsch von den Lippen ablas. Selbstverständlich kannten die seeländischen Spione auch die Gegebenheiten in seinem am Heumarkt gelegenen privaten Haus. Er bewohnte das schmalbrüstige dreigeschossige Gebäude lediglich gemeinsam mit seiner Schwester, die ihm den Haushalt führte. Er hatte der Beißzange natürlich eingeschärft, niemandem die Tür zu öffnen, der auch nur entfernt nach Seeländischen oder anderen Verbrechern roch. Sein Arbeitszimmer lag unweit der Küche, wo in der Regel die Beißzange werkelte, gleich im Erdgeschoß. Die entscheidende Idee, wie man der Schwester ein Schnippchen schlagen könne, war Maler Carel gekommen. Um es abzukürzen, im folgenden der Diebstahlsplan, der bereits am nächsten Vormittag in die Tat umgesetzt werden sollte.

Der rotbärtige Zimmermann Joos, der durchaus als gestandener Meister gelten konnte, spielt zur Abwechslung einmal Schornsteinfeger in städtischem Dienst. Till wird sein Stift. Man besorgt sich die erforderlichen Klamotten und Werkzeuge und malt die

beiden Freunde mehr oder weniger schwarz an, mit Ruß natürlich. Sie klingeln die Beißzange heraus und erklären ihr, für diesen Vormittag sei nur das Fegen der linken Haushälfte geplant; morgen ginge es auf der Küchenseite weiter. Wie sich versteht, hat die Frau von nichts eine Ahnung. Dann werde der Amtmann wohl vergessen haben, ihr Bescheid zu sagen. Schon drängen sie die magere Beißzange sanft beiseite und halten auf die Stiege nach oben zu. Die Einwände der Beißzange erledigen sie mit der Versicherung, sie werde im ganzen Haus keinen Hauch von Ruß finden, weder auf dem Dach noch im Arbeitszimmer, wo sie zuletzt ihren „Dreck" aus dem Kamin zu schaufeln hätten. Wenn sie wolle, könne sie im Arbeitszimmer ihre Bettlaken bleichen, so sauber würden sie es hinterlassen. Wie zur Bekräftigung, fängt Till auf der Stiege schon einmal damit an, den Gassenhauer *Auf der großen Bleiche* zu pfeifen. Die Beißzange kennt und liebt ihn natürlich – das Lied. Till wird es auf dem Dach noch vielmals pfeifen. Damit weiß die Beißzange immerhin, die beiden Schwarzen Männer sind oben noch zugange. Sie verfolgt die Musik durchs geöffnete Küchenfenster, das nach hinten geht. Sie hört sogar das Schurren im Kamin. Aber weit gefehlt! Nur Till hält oben die Stellung und pfeift und kratzt sich einen ab. Joos schleicht unterdessen nach unten, bricht im Arbeitszimmer behutsam das Schreibpult auf und verbirgt das heikle Schriftstück unter seinem Hemd. Dann rast er wie der Blitz wieder zur Dachluke hinauf. Nun können sie geruhsam nach unten steigen und den Kamin im Arbeitszimmer säubern. Zum Glück brennt hier kein Feuer. Die Beißzange spart, wo's nur geht; umso mehr Gulden kann sie in ihre sogenannte Arznei aus Kräuterschnaps stecken. Da Till das Fegen eher nur simuliert hat, ist der „Dreck" in der Tat gering. Sie verwahren ihn unter den Augen der Beißzange, die inzwischen aus der Küche gekommen ist, in ihrer klappbaren Ledertasche und verweisen mit graziösen Handbewegungen auf das makelose Parkett des Arbeitszimmers. Selbst auf dem schrägen Deckel des Pults, das aussieht wie immer, tummelt sich kein Stäubchen. Dann tippen sich die beiden Handwerker grüßend an die Mützenränder, packen ihre Bürsten auf die Schultern und sehen zu, daß sie Land gewinnen.

Warum sollte die Ausführung dieses Planes überhaupt noch geschildert werden? Weil sie in zünftigen Romanen auf Hindernisse stoßen, vielleicht sogar vereitelt werden muß, damit die LeserInnen nicht vor lauter Langweile gähnen. Zum Beispiel könnte der Amtmann vorzeitig aus dem Rathaus kommen, weil er etwas vergessen hat, das er keinem Boten anvertrauen kann. Oder es übermannt ihn der Drang, vor dem Mittagessen noch schnell mit seiner Schwester zu vögeln. Da ist ja immer vieles denkbar. Doch im vorliegenden Fall wird die Ausführung des Planes keineswegs durchkreuzt; sie klappt wie am Schnürchen. Also lassen wir es. Erscheint der Amtmann aber dennoch vorzeitig, wird er

vom Dach aus jede Wette erspäht. Joos und Till flitzen ins Erdgeschoß und zur Hintertür, die sie sowieso schon vorsorglich entriegelt haben. Weg sind sie!

Eine unangenehme Verkomplizierung, die Joos und Till bald darauf, in den ersten Augusttagen, sogar in den Knast führen wird, tritt erst in der nächsten Episode auf. Ersatzweise vielleicht noch ein paar Takte zu unserem rotschopfigen Zimmermanns-Gesellen. Mit 19 ist er zwar der Älteste im Bund, doch seine Aussichten auf die Meister-Laufbahn sind ähnlich gering wie die von Nele auf ein Medizinstudium. Aus armem Hause stammend, fehlt ihm das erforderliche Schmiergeld für die Zunftoberen, und an einer Meister-Braut oder -Witwe mangelt es ihm ebenfalls. Das waren damals oft die einzigen Wege zur ruhm- und ertragreichen Meisterwerkstatt. Diese schlechten Aussichten grämen Joos freilich kaum, da er im Gegensatz zu Carel ohne jeden Ehrgeiz und bescheiden, überdies, seiner hünenhaften Gestalt zum Trotz, ein gutmütiger Kerl ist. Manche, vor allem Feinde, halten ihn deshalb für einen Tölpel – ein Trugschluß. Das werden auch die Büttel und Dackel der Spanier noch merken. Zu Raf Verhults Zeiten nannte man diese Leute übrigens *MitläuferInnen*. Er selber zählte anscheinend zu ihnen.

3

Ja, zwischen Joos und Carel lagen wahre Charakterklüfte. Einmal saßen Nele und ihre Mutter mit Soetenser und einer Nichte von diesem in Alines Küche und kamen zwangsläufig auf Carel zu sprechen, weil sich die Nichte über ihn beklagte. Sie war zeitweise die Geliebte des Malers gewesen, hatte sich aber inzwischen mit ihm überworfen. Er könne durchaus zärtlich und rücksichtsvoll sein, schimpfte sie; sobald es jedoch in irgendeiner Angelegenheit nicht nach seinem Willen gehe, werde er rasch fuchsteufelswild. Der Deckel von einem Fäßchen mit Leinöl klemmt – Carel flucht. Seine Vermieterin bringt ihm lauwarmen Tee auf die Stube – Carel wünscht sie zur Hölle und guckt zwei Tage lang an ihr vorbei, wenn er das Haus verläßt. Ihre Katze reibt sich ungefragt an seinem Bein – Carel nennt das Tier einen Satansbraten und fegt es mit einem Tritt gegen den eisernen Ofenschirm. Fällt der Schirm dann um, würde er diesen am liebsten unverzüglich auf die Straße feuern, aber seine Dachfenster seien zu eng. Und selbverständlich sei er auch in Zorn geraten, wenn die Nichte einmal nicht mit ihm vögeln wollte. Und dergleichen mehr.

„Tja“, kratzte sich Soetenser hinterm Ohr, „bei Carel wundert mich das nicht. Er ist ja der Ehrgeiz in Person. Und der vermählt sich wohl häufig gern mit dem Jähzorn. Diese Leute wollen herrschen. Sie dulden nicht die kleinste Niederlage. Sie kreisen in Gedanken

Tag und Nacht um das Problem, wie ihr Ruhm zu mehren und zu beschleunigen sei. Sie wollen in spätestens drei Jahren der Bruegel ihrer Epoche sein, und zwar der einzige. Ich nehme stark an, Oranien ist auch so ein Typ, obwohl sein Betätigungsfeld nicht die Leinwand, vielmehr die Landkarte, die mit den Stechbahnen und Schlachtfeldern, und die Intrige bei Hofe ist. Scheitern ihre hochfliegenden Pläne, werden sie sterbenskrank."

„Das stimmt", sagte die Nichte. „Carel stöhnte auch schon dauernd über seine Magenbeschwerden oder sonstwelche Zipperlein."

Soetenser nickte. „Wahrscheinlich sind diese Leute ein gefundenes Fressen für die Hypochondrie. Sie nehmen sich furchtbar wichtig."

„Und warum tun sie das? Wenn es ihnen doch so oft schadet?" wollte Nele wissen.

Das konnte ihr aber in diesem Fall niemand sagen, selbst die Nichte nicht. Über seine Herkunft habe Carel so gut wie nie gesprochen. Soetenser kratzte sich erneut und hob dann auch noch die Arme. Wahrscheinlich sei Carel als Wickelkind oder als Knabe zu oft geschnitten oder getreten worden, wie die Katze … Da lachte die Nichte und gab ihrem Onkel übermütig einen schmatzenden Kuß auf die wohlrasierte Wange.

Tills Schwäche – um ihn nicht auszusparen – war eher gegenteiliger Natur. Er neigte zur Nachgiebigkeit. Nele konnte fast nach Belieben mit ihm umspringen, und im Bett war er geradezu und buchstäblich ihr Spielball. Er aber fand das alles in Ordnung oder sogar prima. Er ordnete sich gern ein und unter. Zum Führer taugte er nicht. Gewiß lag da stets die Gefahr der Unterwürfigkeit oder des Opportunismus in der Luft, aber die bannte er notfalls mit seiner Gutherzigkeit. Diese wiederum konnte sich mit erstaunlichem Mut verbünden. Tills Sturmläuten gab für beides ein bemerkenswertes Beispiel ab.

4

Obwohl die Schornsteinfeger das heikle Schriftstück sicherstellen und an die Oranier zurückleiten konnten, war dem Aufstandsversuch in Antwerpen, der bereits am übernächsten Tag unternommen wurde, kein Erfolg beschieden. Gegen Mittag von einem vorgetäuschten Brand in einem heruntergekommenen, bedeutungslosen Stallgebäude und durch ein ohrenbetäubendes Sturmläuten von Sankt Andreas her ausgelöst, war er schon am frühen Abend niedergeschlagen. Dutzende von Berittenen, die mit wehenden weißen Umhängen zum Rathaus preschten, wurden von den spanischen Wachen vom Pferd gefegt und entweder gleich getötet oder verhaftet. Die seeländischen Schiffe auf der Schelde ergriffen die Flucht. Zu den Gefangenen zählte leider auch Zimmermann Joos, dem bei der

signalgebenden Brandlegung ein Balken auf die Schulter gefallen war. Man sieht also, die Unternehmung war wohl etwas laienhaft oder jedenfalls verfrüht ins Werk gesetzt worden. Die BürgerInnen der wohlhabenden Handelsstadt ließen sich von den wehenden Bannern nicht mitreißen; sie verkrochen sich lieber in ihren Gemüsekellern.

Joos dagegen erhielt ein Turmzimmer im Steen. Das war die berüchtigte, vieltürmige Burg von Antwerpen, die jetzt als Kerker diente. Leider bot Joos' kleines Zellenfenster nur einen betrüblich stimmenden Ausblick. Geradeaus schimmerte ihn irgendein Schindeldach an; unten blinkte der Innenhof. Immerhin war sein Fensterchen nicht vergittert, sodaß er seine breiten Schultern mit Mühe in den meterbreiten Kanal der Turmwand pressen und den Anblick einiger fernen Baumkronen und Kirchtürme erhaschen konnte. Hätte er sich noch weiter ins Freie gezwängt, wäre er auf dem buckligen Hofpflaster in eine dicke Suppe aus Fleisch, Blut und Knochen verwandelt worden. Da konnte man schon schaudern. Trotzdem hatte Joos mit dieser Einquartierung noch Glück gehabt. Wegen dem wirklich nur unglücklich auf ihn gefallenen Balken und angesichts seiner rotbärtigen Schmunzelei hatte ihn ein spanischer Hauptmann als Tolpatsch eingestuft und den Oberschließer im Steen angewiesen, Joos nicht „nach unten", vielmehr eben „nach oben" zu packen. Unten lagen die feuchten Kellerverliese und die mit offenen Kaminen bestückten Folterkammern.

Till war den Häschern eigentlich recht geschickt entkommen, zunächst jedenfalls. *Er* hatte nämlich Sturm geläutet. Schließlich kannte er sich als Meßdiener von Sankt Andreas auch mit den Glocken aus. Deshalb hatte ihn Wim Soetenser für diese Aufgabe empfohlen. Zwar wurde Till gleich nach dem Läuten von einer herbeigeeilten spanischen Wache an der Eingangstür des Kirchturms aufgehalten, doch er konnte sich dem langen Hellebardenträger wieselartig entwinden und in der nächsten Gasse verschwinden. Natürlich stürmte der Lulatsch gleich hinter ihm her. Er sah Till sogar noch in eine zweite Gasse biegen, die am Milchladen nach links Richtung Rathaus abging. Als der Lulatsch aber in Sekundenschnelle am Milchladen eintraf, war der Flüchtige nirgends mehr zu sehen. Der Soldat machte ein langes Gesicht, hielt es freilich für angezeigt, die neue Gasse gleichwohl nach irgendeinem Buben abzusuchen, der ungefähr so wie der Flüchtige aussah. Wäre er mit leeren Händen zu seinem Hauptmann zurückgekehrt, hätte ihm dieser nämlich sofort eine Wochenration an Branntwein gestrichen. Tatsächlich fand er auch einen Buben, der sich vor ihm in den Hinterhof verdrücken wollte, und schleppte ihn ins Rathaus zum Untersuchungsrichter. Allerdings hatte sich dieser trotz des Aufruhrs gerade zu Tisch begeben, und so mußte der verängstigte Knabe auf einer harten Bank auf ihn warten.

Was Till betrifft, hatte er sich sofort nach dem Einbiegen auf der nächsten Vortreppenstufe niedergelassen, den Kopf auf die Hände gestützt und einen vor sich hinträumenden Gassenjungen gemimt. Das war ein alter Trick, aber der Spanier kannte ihn noch nicht. Er hatte den Träumer gar nicht beachtet, während sein eigener wilder Blick die Gasse ausspähte.

Durch die wehklagende Mutter des Gassenjungen bekam Till allerdings rasch mit, daß hier eine peinliche Verwechslung vorgefallen war. Er beruhigte die Frau und marschierte gleich zum Rathaus. Prompt war inzwischen auch der Untersuchungsrichter wieder aufgetaucht und blies ihm seine Weinfahne ins Gesicht. Till stellte sich als Meßdiener von Sankt Andreas vor und klärte die Verwechslung auf. Nie und nimmer könne ein Schusterjunge, der sichtlich einem Moderlieschen aus der Schelde gleiche, die Glocken so kräftig, sachkundig und überzeugend läuten wie er selbst. Dieses Bekenntnis beeindruckte den Richter sogar, hatte er doch durchaus hohe ethische Vorstellungen, sofern sie nicht sein eigenes Verhalten betrafen. Und da Till überdies beteuerte, selbstverständlich habe er lediglich wegen des Brandes geläutet, für Politik interessiere er sich nicht die Bohne, wies der Richter die Wache an, den Schusterjungen wieder bei seiner Mutter abzuliefern, dafür den Meßdiener im Steen. Er schrieb einen Zettel für den Oberschließer, auf dem die Anweisung stand, den minderjährigen Häftling „nach oben“ zu packen und die Besuchsregelung für ihn eher großzügig zu handhaben. Das war Joos’ Rettung, was er freilich am Aufstandstag noch nicht ahnte.

5

Tills Zelle war sogar noch höher gelegen als die seines Mitstreiters. Vor allem jedoch ging sie auf die Schelde, die hier unmittelbar den Fuß der Festung beschmatzte. Ab und zu glitt ein Fischerkahn an seinem Fensterchen vorbei, und wenn er sich etwas streckte und um die Mauerecke linste, konnte er sogar die auf dem jenseitigen Ufer gelegene *Schute* sehen. Das war eine Gastwirtschaft, die von einer Freundin seiner Mutter Mie betrieben wurde, Anneke mit Namen. Um diese hochsommerliche Zeit hatten sie dort nur zu gern an den blankgescheuerten Gartentischen gesessen, die fast in den Fluß zu rutschen drohten, und zartes Fleisch aus Scheldemuscheln und Weißwein aus dem Elsaß geschlürft. Zur Stunde lag die *Schute* leider im Indischen Ozean.

Seinem Wesen gemäß verstand es Till allerdings recht gut, sich aufzumuntern. Nele, Carel und Wim, möglicherweise auch der Pfarrer von Sankt Andreas, würden ihm schon irgendwie aus der Patsche helfen, davon war er überzeugt. Auf ein paar Tage kam es bei seiner Jugend auch nicht an. Die Nacht war hier fast noch besser als zu Hause. Er hatte von seinem Dachgiebelfenster aus immer gern in die Sterne geguckt und sich mit Hilfe einer Himmelskarte den einen oder anderen Namen eingeprägt, doch von seinem Zellenfenster aus hatte er, aus einem anderen Blickwinkel, sogar noch mehr Sterne vor Augen, wie er gegen Mitternacht feststellte. Die Karte mußte er natürlich entbehren. Übrigens hatte er gerüchteweise von Astronomen oder Linsenschleifern gehört, die an einem sogenannten Fernrohr bastelten. Aber solch eine „holländische Brill“ wurde erst 1608 von seinem Landsmann Hans Lipperhey vorgestellt. Wahrscheinlich wäre sie für den Pferdeknecht der Gastwirtin Mie sowieso unerschwinglich gewesen. Zudem war ja zu bezweifeln, ob man durch etwas mehr Vergrößerung wirklich herausbekommen konnte, was dieser ganze Sternensalat am Himmel, der stets so wohlgeordnet wirkte, eigentlich sollte. Den gemütlichen Pfarrer von Sankt Andreas, der ihm zweimal wöchentlich Latein eintrichterte, hatte Till einmal danach gefragt. Der hatte gleich gestrahlt und ihm mit bedeutungsvoll erhobenem Zeigefinger versichert, die glitzernden Sterne seien das Lächeln der Engel, die durch das Universum sausten. Sie wären immer wieder sehr erfreut über Gottes gelungene Weltenschöpfung. Na prima. Till hatte nicht weiter nachgebohrt. Wahrscheinlich waren dann die lodernden Scheiterhaufen, auf denen die Spanier, Kelten oder Franken regelmäßig Ketzer und Hexen verbrannten, das riesige Freudenfeuer der Engel.

Nele erschien schon am übernächsten Tag. Sie hatte dem Schließer, der dem kecken Meßdiener sowieso gewogen war, weisgemacht, Tills Mutter sei in der Gastwirtschaft unabkömmlich, sie selber aber sei Tills Patentante. Das nahm ihr der Schließer angesichts des strammen Busens, den sie außer einem Henkelkorb mit sich führte, durchaus ab. Sie durfte Tills Zelle sogar allein betreten. Der Schließer ließ nur die Tür aufstehen und machte unterdessen ein Schwätzchen mit einem benachbarten Häftling, den man bei einem Einbruch in eine Goldschmiedewerkstatt ertappt hatte. Für den schnauzbärtigen Schließer waren alle Goldschmiede Halsabschneider. Denn aus dieser Ecke kam der ungedeckte Kredit, der ein paar Jahrhunderte später die ganze Erdkugel wie auf einem Narrenschiff durchs Universum torkeln ließ.

Nele waren „nur ein paar Minuten“ gewährt. Nachdem sie ihren Liebsten geherzt, mit allerlei neustem Klatsch sowie mit nahezu frischgebackenen Waffeln aus ihrem Korb erfreut hatte, schielte sie zum Gang, deutete beinahe etwas anzüglich zwischen ihre vom Riesenrock verhüllten Beine und beschrieb dann die Handbewegungen, die Till eigentlich

vom Abseilen am Hausgiebel her kennen mußte. So war es auch. Dann griff sie sogar *in* ihren Rock und nestelte kurz in ihm herum. Jetzt dämmerte Till endgültig, was er gleich auf den Bohlen der Zelle finden würde. Da die Besuchszeit ohnehin um war, gab er seiner Clubchefin einen Sonderkuß und geleitete sie über rund zwei Meter bis zu seiner aufstehenden Zellentür. Schon kam der Schließer, zwinkerte und verriegelte die Tür wieder vorschriftsmäßig.

Gottseidank hatte der Schnauzbart darauf verzichtet, überhaupt nur einen Blick in die Zelle zu werfen. Als er sich schlurfend entfernt hatte, bückte sich der Häftling zu dem langen Tau, das sich in wirren Schlaufen auf den Bohlen ringelte, ließ es wohlgefällig durch seine Hände gleiten und legte es so eng zusammen, daß er es unter dem Stroh seiner Bettschütte einigermaßen verbergen konnte.

Till sank auf seinen einzigen Schemel, biß herzhaft in eine Waffel und äugte zum Fenster. Dem Sonnenstand nach war es bereits später Nachmittag. In wenigen Stunden würde er das Seil von der häuslichen Giebelwand hier im Steen erproben können. Es war inzwischen an einem Ende mit einer dreizehigen Kralle aus Eisen versehen. Dafür hatte, wie er später erfuhr, Carel mit Hilfe des Schlossers gesorgt, der dem Künstler schon die Schellen für das Gemälde in der Kathedrale angefertigt hatte. Die Idee zu dieser Fluchtmaßnahme stammte jedoch allein von Nele. Zuletzt hatte sie das Seil unter ihrem verhaßten Rock mit wenigen dünnen Fäden gleichsam aufgehängt. In der Zelle zerriß sie diese Aufhängung. Dies alles war ohne Zweifel „genial“, wie sich bald darauf jedenfalls Joos ausdrückte, dem die Erfindung mit zugute kam.

Der Ausbruch selbst ist rasch erzählt, obwohl er beileibe nicht mühelos und vor allem nicht gefahrlos zu bewerkstelligen war. Zum Glück waren beide Ausbrecher von Hause aus schwindelfrei – das verstand sich bei Tills Wohnlage und Joos’ Beruf wohl fast von selbst. Till begann gegen Mitternacht zunächst mit einer Erkundung. Zwar hatte er vom Schließer erfahren, wo Joos untergebracht war, aber er mußte dessen Zellenfenster erst einmal finden, die baulichen Gegebenheiten mustern und den Zimmermann selber in die geplante Flucht einweihen. Mit Hilfe der Kralle und geschickten Würfen nach Zinnen oder Dachdeckerhaken gelang es ihm tatsächlich, sich zu dem Turm vorzuhangeln, in dem Joos eingesperrt war. Dabei gähnte stets eine Absturzhöhe zwischen 12 und 22 Meter unter ihm. Jetzt hatte er im fahlen Mondlicht die Turmfenster abzuzählen und Joos durch dessen Fenster flüsternd anzusprechen. Der Zimmermann schien nicht geschlafen zu haben. Trotzdem fiel er natürlich aus allen Wolken, als er Tills Stimme vernahm. Offenbar hing der Bursche an einem Seil vor seinem Zellenfenster! Till setzte ihn ins Bild. Er werde jetzt wieder aufwärts zu den Turmzinnen klettern und dann das Seil erneut zu Joos hinab-

lassen. Der müsse ihm auf demselben Weg folgen. Oben vereint, sei der Rest der Unternehmung nur noch ein Kinderspiel.

Das war stark untertrieben. Allein für den Weg von den Turmzinnen bis zu einem Erker, der in ungefähr 14 Meter Höhe über der Schelde hing, benötigten sie fast eine halbe Stunde. Neben dem Abgleiten der Kralle drohte auch ständig die Entdeckung durch den einen oder anderen Wächter oder gar durch einen Fischer, der seine Scheldeforellen durch eine hübsche Belohnung zu vergolden suchte. Sie mußten spähen und lauschen wie die Luchse und wiederholt für Minuten geduckt innehalten. Schließlich am Erker eingetroffen, zogen sie sich bis auf die Unterwäsche aus. Das war eine Akrobatik für sich. Im Winter wäre es zusätzlich schmerzhaft geworden. Sie stopften ihre Kleider in eine Dachrinne. Dann hakten sie ihr Seil ein und spuckten in die Hände. Gottseidank reichte das Seil beinahe bis zum Wasser; es fehlte lediglich ein halber Meter. Sie seilten sich nacheinander ab und glitten ins Wasser. Dann ereilte sie der letzte Schreck, während sie am Seilende mit den Beinen ruderten, um nicht unterzugehen. Das am Erker verkrallte Seil ließ sich von dieser schwankenden Wasserlage aus auch mit den geschicktesten Schlenkern nicht vom Erker lösen! Da half selbst unterdrücktes Fluchen nicht. So kamen sie überein, das Seil wohl oder übel am Erker hängen zu lassen. Darauf gingen sie vom Klettern zum Schwimmen über. Vor ihnen lag eine Strecke von rund 400 Metern, denn sie mußten auf jeden Fall zum anderen Ufer schwimmen, sonst wären sie rasch ergriffen worden. Und auch dort und auf dem Wasser drohte nach wie vor Entdeckung.

Nebenbei war es nicht unbedingt selbstverständlich, mit Till und Joos auch zwei leidlich gute Schwimmer zur Verfügung zu haben. Sie wußten aber beide von einigen gemeinsamen Badevergnügen her, daß sie in ihrem Club keinen Nichtschwimmer mitzuschleppen hatten. Dafür waren sie freilich gegen die Kälte der Schelde machtlos. Ihr Wasser war selbst im Hochsommer nicht wirklich warm, bestenfalls 20 Grad. Leider verbot es sich auch, zu kraulen oder sich wie ein betrunkener Delphin von einer Seite auf die andere zu werfen. Joos dachte beim Schwimmen und Spähen mit Schrecken an den eingeschrumpelten Ausweis seiner Männlichkeit oder gar an den drohenden Schnupfen. Dennoch versäumte er es nicht, seinem jungen Freund und Retter unablässig rühmende und anfeuernde Worte zuzuraunen. Hoffentlich machte der liebe Till nicht so schlapp wie das Ding zwischen Joos' Beinen! Na, sie hatten Glück, sie schafften es.

Als sie ausgepumpt, nahezu nackt und entsprechend fröstelnd aufs dunkle Ufer und zu einem nahen Gebüsch krochen, hatten sie noch kein Wörtchen darüber verloren, wo es eigentlich hingehen sollte. Aber Till wußte Rat. Sie huschten über noch einmal 300 Meter bis zum Gasthaus *Schute*, an dem nicht der geringste Lichtschimmer zu sehen war. Till zog

den bibbernden Zimmermann zur Hintertür und pochte mehrmals gegen sie, nachdem er sich noch einmal vorsorglich umgesehen hatte. Nach einiger Zeit ging im Oberstock ein Fenster auf. Was es denn gäbe, „ihr Landplage“, erkundigte sich eine gähnende Frauenstimme. „Ich bins nur, Anneke, wir brauchen dringend ein Schnäpschen! Aber bitte leise, wir werden gesucht!“

Diese Jungenstimme kannte sie allerdings. „Meine Güte!“ flüsterte sie verblüfft. „Wenn das nicht Till ist, der brave Meßdiener, und jetzt will er Schnaps, auch noch mitten in der Nacht!“

Darauf schloß sich das Fenster wieder. Wenig später flackerte im Hausflur spärlich Licht auf, wohl von einem wandernden Kerzenleuchter. Damit waren sie vorerst gerettet.

6

Anneke hatte sie in einer Dachkammer untergebracht, die nur über eine Anlehnleiter und eine Falltür, die man hochstemmen mußte, zu erreichen war. Die Leiter beseitigten sie, sobald Gefahr drohte, und das war durchaus mehrmals der Fall. Selbstverständlich hatten die Machthaber das Seil am Steen bereits im Morgengrauen entdeckt. Daraufhin ließen sie sofort die Scheldeufer von etlichen Rotten spanischer Soldaten absuchen. In der *Schute* behagte es den Hellebardenträgern allerdings mehr, sich Krüge mit Bier oder Wein aushändigen zu lassen, als etwa Leitern herum zu schleppen und Lukentüren zu stemmen. Nach drei Tagen schien die Luft an der Schelde wieder rein zu sein. Till und Joos hatten inzwischen beschlossen, sich zumindest für einige Zeit nach Norden ins seeländische Einflußgebiet zu begeben. Dort würde man sie schon sinnvoll zu beschäftigen wissen. Anneke wollte Mie und damit auch Nele benachrichtigen, die möglicherweise später nachkommen könne. Mit dem Clubleben war es natürlich erst einmal vorbei. Vielleicht würde sich in Zülfenbeek eine Neuauflage empfehlen?

Zülfenbeek war ein seeländisches Nest unweit der Schelde, das immerhin mit einem Schloß und dessen angeschlossenem Vorwerk, einem Gutshof also, glänzen konnte. Das heißt, der Glanz war dahin. Eher herrschte in diesem nur rund 12 Kilometer entfernten Winkel Betrübnis. Darüber hatte ihnen Anneke abends bei Kerzenschein die abenteuerlichsten Geschichten aufgetischt. Zülfenbeek gehörte zur Herrschaft des Grafen von Hoorn, der die ganzen Ländereien, wie so oft, verpachtet hatte. Das Schloß blieb zunächst ungenutzt. Wie wohl viele schon wissen, war das berühmte oppositionelle Adels-Gespann Egmont & Hoorn auf Befehl des spanischen Bluthundes Herzog von Alba im Sommer 1568

auf dem Brüsseler Marktplatz enthauptet worden (sehen Sie bei Interesse https://rheinland.museum-digital.de/object/11776). Sieben Jahre darauf fing es im Schloß von Zülfenbeek plötzlich zu spuken an! Das versicherten jedenfalls Dutzende von sogenannten Augen- und Ohrenzeugen, und Anneke, abergläubisch von der Haube bis zu den Hühneraugen, glaubte es gern. Auch der Gutspächter, Dockx mit Namen, bestätigte den Spuk. Zwar schüttelte auch ihn die Angst, doch er ertrug den Spuk bislang mannhaft, weil das Schloß ja von der Pacht ausgenommen war. Sollte das Grauen jäh auf seinen Gutshof überspringen, wäre Dockx, der schon auf die 60 zuging, für den Herzanfall reif. Übrigens hatte er geschlagene fünf Töchter, wie die Orgelpfeifen, und nicht einen Sohn. Der fernen Gräfin, Hoorns Witwe also, waren die Vorkommnisse in Zülfenbeek eher gleichgültig, weil sie noch viele andere Schlösser besaß und nicht sonderlich geschäftstüchtig war. Über den Spuk wußte Anneke sogar Einzelheiten zu berichten, die Carel vermutlich sofort gemalt hätte. Alle paar Tage oder Wochen erhob sich um Mitternacht ein Geheul im Schloß. Auch rasselnde Ketten waren zu hören. Mindestens zwei Fenster waren plötzlich erleuchtet. In helles Tuch gehüllte Gestalten ließen sich sehen. Dann schoben sich auch noch zwei Kerle in Ritterrüstung an diesen Fenstern vorbei – und um das Maß voll zu machen, fielen ihnen unversehens die Häupter beziehungsweise Harnische ab, und weg waren sie …

Diese überdeutliche Anspielung auf den 5. Juni 1568 war natürlich auch für Zeitgeschichtler interessant. In Joos hatten wir es freilich mit einem Zimmermann zu tun, nicht mit einem Zeitgeschichtler. Er war neugierig geworden und wünschte jetzt herauszufinden, wie der Spuk funktionierte. Gegen den Schwung Töchter des Pächters hatte er sowieso keine Einwände. Till war gleich Feuer und Flamme. Anneke machte ihnen prall gefüllte Rucksäcke mit Kleidung, Proviant und Zaubermitteln fertig, und ihr Ehemann Klas, ein gelernter Schiffer, zwängte auch noch zwei Messer, Angelhaken und eine richtige Pistole hinein. Schließlich befinde man sich im Krieg, meinte er zwinkernd. Am nächsten frühen Morgen brachen unsere beiden Burschen auf – selbstverständlich als reisende Zimmermannsgesellen zurechtgemacht. Auf den Krempen ihrer schwarzen Hüte hätten sie in einer syrischen Wüste Spiegeleier braten können. Die schnäbligen Latthämmer, die der Schiffer gleichfalls besorgt hatte, schaukelten in Schlaufen an ihren Gürteln. Mit ihnen konnte man notfalls auch nach Regenwürmern graben.

Schloß Zülfenbeek entpuppte sich als wenig überwältigendes Herrenhaus mit angeklatschtem runden Turm. Immerhin, es war von einem Wassergraben umgeben. Von draußen wirkte es in der Tat verwaist und entsprechend vernachlässigt. Hier und dort hatte der Sturm sogar Fensterläden aus den Angeln gerissen – falls er es gewesen war. Das schmiedeeiserne Tor auf der Brücke zum Haupteingang war selbstverständlich verrammelt, sogar mit mehreren Ketten. Gewiß hätten sie es überwinden können, doch sie wollten kein überflüssiges Aufsehen erregen. So schlenderten sie wie frühe Touristen längs des Grabens, der zum Beispiel gelbe Schwertlilien und Teichhühner mit lustigen roten Schnabelschützern zu bieten hatte, einmal rund. Der knapp fünf Meter breite Graben schien tatsächlich ringsum zu führen. Auf der Rückseite des Herrenhauses wurden sie fündig. Darüber hatte Till seinem Gefährten schon eine Wette angeboten, doch das einzige, das ihnen Anneke nicht in die Rucksäcke gesteckt hatte, waren Gulden. Joos lehnte ab. Was sie dann auf der Rückseite gut versteckt in einer Trauerweide aufstöberten, war ein alter Ruderkahn. Sie setzten gleich über und stießen auch prompt auf die vermutete Hintertür. Nur war sie leider verschlossen. Ihr Klopfen fand natürlich auch kein Gehör. „Diese Strolche!“ schimpfte Joos. „Sie haben einen Schlüssel – jede Wette!“

„Sehr witzig“, grinste Till. „Vorhin *wolltest* du nicht wetten.“

Joos winkte ab, musterte die Rückfront und meinte: „Na, dann müssen wir eben wieder Kaminfeger spielen, mein lieber Sohn. Wir klettern aufs Dach und lockern ein paar Ziegel.“

„Mit den Rucksäcken?“

„Nein. Wir nehmen nur den Latthammer mit, falls uns einer zickig kommt. Diese Zierde unserer Zunft ist ja fast ein Universalwerkzeug.“

Sie versteckten ihre Rücksäcke vorsichtshalber in einer ausgetrockneten Regentonne. Das Fallrohr der Dachrinne hing sowieso schief. Dann hangelten sie sich über verschiedene Simse und Erker aufs Dach und genossen erst einmal den Rundblick. Das Dorf lag jenseits vom Gutshof. Auf diesem war sogar etwas Bewegung auszumachen. Jemand, vielleicht eine Frau, schirrte gerade zwei Gäule an einer Leiterwagendeichsel ein. Einen Kettenhund gab es auch. Vielleicht heulte der, wenn wieder einmal Gespensterstunde war, mit den Strolchen, die sie beide hinter dem Spuk vermuteten, im Verein.

Sie stiegen ein und durchsuchten das Herrenhaus. Der Staub lag überall fingerdick. Das heißt, auf dem Parkett eines Saals im Zweiten Stock war das offensichtlich nicht ganz der Fall. Die hohen Fenster gingen auf die Brücke. Die Saaldecke war sogar bemalt. Vielleicht handelte es sich um den üblichen „Rittersaal“, denn in einer Ecke standen mehrere vollständige Rüstungen, gleichsam wie Männer aus Eisen. Sie waren mit den Füßen auf

kleine „Hunde“ geschraubt: kleine Tabletts auf Rollen, die der Fortbewegung der eisernen Männer dienten. Sie hatten nach vorn sogar Ösen mit Seilen, sodaß sie gezogen werden konnten. Und in der Tat: das Parkett zeigte die entsprechenden Schlurfspuren. Sie führten zum Teil auch dicht an den Fenstern vorbei.

Die Einbrecher grinsten, stießen sich an und schüttelten ihre Köpfe. Da benötigten sie wahrlich keinen Schnüffelhund, um sich ausmalen zu können, welche Possen hier gelegentlich aufgeführt wurden. In einem Wandschrank fanden sie auch allerlei anderen Zubehör, etwa Ketten, weiße Bettlaken, Laternen sowie einen gewissen Vorrat an Proviant, darunter einen Mordsschinken und ein Fäßchen Branntwein. Das rührten sie aber nicht an.

Sie ließen sich auf zwei gepolsterten Armlehnstühlen nieder, aus denen erwartungsgemäß keine Staubwolken stiegen. Wahrscheinlich hatten hier kürzlich schon zwei andere schräge Vögel gesessen. Sie prosteten sich mit ihren Feldflaschen zu, die nur Quellwasser enthielten, und gingen zur Beratung über.

„Hier können wir nicht bleiben“, stellte Jost entschieden fest. „Es wäre glatter Hausfriedensbruch. Es wäre auch etwas pietätlos dem hingerichteten Grafen von Hoorn gegenüber, von dem uns Klas, der Schiffer, vorgeschwärmt hat. Andererseits müssen wir in engster Nähe bleiben, sonst kriegen wir ja die nächste Gespensterstunde nicht mit. Sehe ich das richtig?“

Till nickte und klopfte dem Zimmermann übertrieben die Schulter.

„Na also“, lächelte Joos geschmeichelt. „Was bleibt da noch? Wo wir doch nicht einen Gulden in der Tasche haben?“

Till hob den Zeigefinger und stocherte anschließend Richtung Gutshof. „Der liebe Nachbar! Wir besuchen die vielen flotten Frauen dort und drängen uns ihnen als Befreier vom Spuk auf! Oder nicht?“

„Du sagst es, mein Sohn“, grinste Joos breit und klatschte zusätzlich in die Hände. Schließlich befanden sie sich in einem Ballsaal.

Da Joos die entfernten Ziegeln im Dach wieder eingefügt hatte, konnten sie sich jetzt einen bequemeren Ausgang suchen. Kurzerhand aus einem Fenster im Erdgeschoß zu springen, wäre natürlich Dummheit gewesen, denn sie hätten es von außen nicht schließen können. Joos hatte jedoch vor einer halben Stunde neben dem Eingangsportal des Herrenhauses die übliche schräg angelegte Kellerlukentür fürs Einschaufeln von angefahrenem Heizmaterial bemerkt. Er nahm an, sie sei nur von innen verriegelt, und er hatte recht. Man konnte den schwenkbaren Riegel umlegen und die beiden Flügel der Lukentür nach außen klappen. Dort stiegen sie aus. „Wir lassen den Riegel einfach offen“,

sagte Joos zu Till, „dann haben wir für die geplante nächtliche Inspektion einen günstigen Einstieg."

Till nickte nur zerstreut und mahnte zur Eile, hatte er doch inzwischen einen mächtigen Kohldampf. Sie klappten die Luke zu und gingen nach hinten. Erfreulicherweise hatte ihnen keiner den Kahn geklaut. Sie setzten über und versteckten ihn wieder dort, wo sie ihn gefunden hatten, in der Trauerweide. Dann hielten sie auf den Gutshof zu.

8

Pächter Dockx schien ein höflicher Mensch zu sein. Er führte sie nach wenigen Worten über das Wetter in seine Wohnküche und setzte ihnen frische Milch vor. Allerdings hatte ihm der Gram, wie wohl zu vermuten war, schon beinahe sämtliche Haare geraubt; der karge Rest am Hinterkopf war weiß. Ringsum Landsknechtsplage, das Spukschloß vor der Nase, und unlängst hatte ihm Gott auch noch das treue Weib von der Seite gerissen – das war wohl Anlaß für Gram genug. Zur Stunde, so erklärte er den Besuchern, holten vier seiner Töchter Korngarben ein. Die fünfte Tochter, dem Alter nach eine mittlere, bereitete am Herd gerade eine bereits verlockend duftende Gemüsesuppe. Sie hieß Wenke und mochte Anfang 20 sein. Ihre Haube hatte sie immerhin abgelegt, dafür ihre schweren blonden Zöpfe hochgesteckt, damit sie nicht in die Suppe hingen. Warum sie aber bei dieser Hitze in den üblichen rund fünf, am Hintern gleichfalls hochgesteckten Röcken steckte, blieb Till schleierhaft. Nele hätte sich das niemals zugemutet. Sie hätte noch nicht einmal gekocht. Er durfte gar nicht an sie denken.

Zum Mittagessen trafen auch die anderen Töchter pünktlich ein. In der Suppe ringelten sich Schwarten von magerem Speck, als hätten sie ebenfalls Angst vor Gespenstern. Joos wischte sich mit dem Handrücken ein paar Nudeln aus dem Bart und nickte durchs Küchenfenster auf den hochbeladenen Leiterwagen:

„Selbstverständlich könnten wir Ihnen beim Dreschen unter die Arme greifen, Herr Dockx", sagte Joos. „Wir haben es nicht eilig. Im übrigen sind uns auch diese merkwürdigen Gespenstergeschichten zu Ohren gekommen. Ehrlich gesagt, wir glauben nicht so recht daran. Deshalb würden wir der Sache gern auf den Grund gehen. Das hieße ja sowie-

so, Sie müßten uns freundlicherweise für mehr oder weniger Tage beherbergen, da man nicht genau wissen kann, wann sich der Spuk fortsetzt. Was halten Sie davon?“

Man sah es gleich, der sohnlose Pächter war von dem hünenhaften und selbstbewußten Zimmermann ziemlich angetan. Bei den Töchtern verhielt sich das ähnlich, obwohl die jüngste eher wohlgefällig zu Till äugte, diesem schwarzen Engelchen. Sie hieß Antje und war erst 14, wie sich in den nächsten Tagen herausstellte. Der Herr Vater überlegte nicht lang und lud die Fahrenden Gesellen zum Bleiben ein.

Schon am Abend, als sie mit Antje und der deutlich älteren Magdalena Geschirr abspülten, kamen sie auf die geplante Gespensteraustreibung zu sprechen. Sie weihten die Frauen in ihre Durchsuchung des Herrenhauses und ihre Vermutungen ein. Leider kämen sie nicht umhin, ab sofort einen Wachdienst am hinteren Wassergraben einzurichten, vielleicht ab 23 Uhr. Erschienen dort bis Mitternacht keine finsteren Kerle oder Weiber, könnte die Wache beruhigt schlafen gehen. Kämen aber solche, obläge es den Wächtern, über das Tor auf der Schloßbrücke zu klettern und sich durch die Kellerluke schleunigst ins Haus zu schleichen, um den Strolchen zuvorzukommen, nämlich sich im Ballsaal zu verstecken und den Gespenstern zunächst einmal kostenlos und gespannt zuzuschauen. Vielleicht plauderten sie bei ihrer Vorführung sogar Geheimnisse aus, denn Text hatte ihr Stück ja nicht. Letztlich habe man sie selbstverständlich zu enttarnen und in die Ketten zu legen, die sich bereits im Wandschrank befänden. Das sei so ungefähr ihr Plan, schloß Joos.

Antje und Magdalena warfen sich bewundernde Blicke zu. Das war doch einmal etwas anderes, als ihrem Erzeuger aus der Bibel vorzulesen!

„Vielleicht könnte jemand von euch mitkommen“, ergänzte Till. „Es ist ja anzunehmen, die Strolche stammen aus dieser Gegend, und vielleicht kennt ihr sie. Dann hätten wir sie gleich »identifiziert«, wie sich der Antwerpener Untersuchungsrichter ausdrücken würde.“

Antje zögerte nicht lange, ihre Bereitschaft zu verkünden. An der Seite dieser Prinzen Eisenherz, ein roter und ein schwarzer, der schwarze sogar hochgebildet und rotzfrech, würde sie bestimmt keine Furcht befallen.

„Traust du dir den Wachdienst wirklich zu?“ wollte Till wissen.

Sie nickte erbost. „Warum denn nicht?!“

„Schon gut, Antje … Aber schaffst du es auch, über das Tor auf der Brücke zu klettern?“

„Pah! Wenn ich auf den Strohfuhren herumturne und mit der dreizinkigen Forke nach Feldhasen werfe?!“

Joos lächelte und zwinkerte Till zu, ehe er sich an Antje wandte. „Dann achte aber darauf, zum Wachdienst in Hosen zu erscheinen, Bäuerin. Sonst bleibst du an den Zinken des Tores hängen und wirst von den Strolchen gleich im Kamin des Ballsaals gebraten …“

Das fand Magdalena so witzig, daß sie sich mit ausgebreiteten Armen und dem ganzen Oberkörper lachend auf den Küchentisch warf. Das wurde nur durch ihren üppigen Busen abgedämpft. An ihrer kleinen Schwester dagegen, kaum mehr als ein Strich in der Landschaft, war ja wirklich noch nicht so viel dran. Da hätten die Strolche verdrießlich an Antjes Knochen genagt.

9

Die dreiköpfige Wache hatte sich inzwischen beim Warten auf den Feind darauf geeinigt, denselben mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, und entsprechende Maßnahmen ausgeheckt. In der dritten Nacht war es so weit. Durch die Wiesen schnürten zwei menschliche Gestalten recht zielstrebig auf die uns schon bekannte Trauerweide mit dem Ruderkahn zu. Die WächterInnen eilten sofort zur Torbrücke und tauchten nach dem Überstieg in die Kellerluke. Als die Strolche auf der Treppe zu hören waren, lauerten Antje, Till und Joos bereits in den vereinbarten Verstecken. Es waren, erwartungsgemäß, zwei Kerle, ein dicker und ein dünner. Sie entzündeten im Ballsaal eine Handlaterne, die vor allem einen engen Bereich an der Fensterfront notdürftig erhellte. Zwei Fenster öffneten sie. „Los, heul schon, du Suse, ich hole die Ketten“, knurrte der glatzköpfige Dicke. „Ich selber bin heute zu heiser.“ Zwar maulte der Dünne, aber dann lies er sein Geheul ertönen. Es klang ungefähr wie von einem Kojoten, obwohl die an der Schelde eher selten vorkamen. „Lauter, lauter, Marus! Das muß man noch in Zwijndrecht hören!“ Jedenfalls vernahm es der Kettenhund vom Gutshof, denn der fiel jetzt mit wütendem Gebell ein. „Gut so, Marus. Hier, nimm die Kette.“ Der Glatzkopf hatte zwei schwere Ketten aus dem Wandschrank gezogen, der nahezu im Finsteren lag. Daneben standen übrigens die Ritterrüstungen. Jetzt zogen die beiden Strolche die Ketten schnaufend und fluchend über das Parkett und schlugen sie hin und wieder auch aneinander. „Als ob man ein Ackergaul wäre!“ schimpfte Marus. „Hoffentlich hat das bald ein Ende, Drieske. Kommt die Hillersche auch wirklich Anfang September zurück?“

Drieskes ungehaltene Antwort ließ die Versteckten ungefähr erahnen, was die Strolche mit dem Landrat ausgeknobelt hatten. „Der Landrat hat es mir erst vorgestern hoch und heilig versichert, sagte ich doch schon, mein lieber Marus. Auf den Landrat ist

Verlaß. In drei Wochen hat die Hillersche diesen verdammten Dachsbau enthext, und in noch einmal drei Wochen kann der Landrat zur Gräfin preschen und sie mit der frohen Botschaft überraschen, ihr schönes Schloß sei jetzt spukfrei. Dann geht es in *unsere* Hände über, Marus! Jede Wette! *Wir als Schloßherren*, Marus, für diese Aussicht kann man schon mal ein Jährchen schuften … Bring jetzt die Ketten zurück und hole die stinkenden Bettlaken! Ich muß verschnaufen."

Glatzkopf Drieske ließ sich in einen Armlehnstuhl fallen, tupfte sich mit einem karierten Geschirrtuch die hohe Stirn und den feisten Nacken ab, zog einen Flachmann aus der Wamstasche und soff ihn gleich zur Hälfte aus. „Köstlich, köstlich, Marus … So ein feuriges Tröpfchen ist in der Dorfspelunke, die dich und deine sogenannte Kellnerin über Wasser hält, nicht zu bekommen, habe ich recht? Hier, nimm schon, du sollst auch nicht leben wie ein Hund."

Marus ließ die Laken erst einmal aufs Parkett fallen, nahm seufzend in dem anderen Armlehnstuhl Platz und kippte sich den Rest aus dem Flachmann in den Hals. Er hatte krause braune Wolle auf dem Schädel und ein schmales Vogelgesicht.

„Ja, mein Täubchen", setzte Drieske seine aufmunternde Rede fort. „Wenn der schlaue Bürgermeister von Zülfenbeek nicht dein bester Freund wäre – wo wärst du dann heute, was ..? Schon längst in der Gosse, Marus. Vergiß nie, auf welchem Mist der geniale Plan mit der Edelherberge *Zum Gespensterschloß* gewachsen ist. Auf meinem, Marus! Selbst der Landrat wäre niemals auf so etwas gekommen. Er ist nur unser *Strohmann*, Marus, vergiß das nicht. Vor diesem eitlen Fratzke brauchst du nicht zu kuschen … Nur vor mir, dem zukünftigen Schloßherrn!" grinste der Dicke über sein glattrasiertes Mondgesicht und hieb seinen Partner auf die Schulter, daß es krachte. „Los jetzt! In die Laken. Anschließend holen wir unsere Ritter."

Sie standen auf, zogen sich die Laken über die Köpfe und taumelten mehrmals an den erleuchteten Fenstern vorbei, hin und zurück und ab und zu mit den verhangenen Armen rudernd. Das nahm sich von den anliegenden Fluren und dem Gutshof her sicherlich eindrucksvoll aus.

Plötzlich zuckte Drieske zusammen. In nächster Nähe hatte ein Waldkauz aufgeheult. „Nicht doch, Marus!" fuhr er seinen Adlatus an. „Das Heulen hatten wir bereits. Jetzt kommen die Ritter daran!"

Marus beteuerte jedoch, er habe keinen Mucks von sich gegeben. Und schon ließ sich der Waldkauz erneut vernehmen. Da rieselten Drieske erste Schauer über den Rücken. Er sah ängstlich zur der Verbindungstür zum Schlafgemach, die nur angelehnt war. Vielleicht hatte sich das Mistvieh dort einquartiert. Aber jetzt wollte der Dicke die Vorstellung

rasch zu Ende bringen. Er winkte unwirsch ab und wandte sich zu den Ritterrüstungen. Und nun wich ihm alles Blut aus den Hamsterbacken. Er wurde bleich wie die Laken und bekam tellergroße Augen.

Der links außen stehende Ritter hatte ganz langsam einen Arm erhoben! Und jetzt zeigte dessen blecherner Fingerhandschuh genau auf Drieskes Knollennase. Dafür setzte sich aber der benachbarte Ritter sogar in Bewegung, während sein Arm ebenfalls drohend in die Höhe ging.

Drieske war einer Ohnmacht nahe. Er mußte etwas tun. „Erbarmen! Nicht schlagen!“ kreischte er und duckte sich bereits Richtung Saaltür. Dann nahmen beide Strolche in Panik ihre Beine in die Hand. Man hörte sie durchs Treppenhaus stürmen oder kugeln, dann wurde die Hintertür aufgeschlossen und -gestoßen.

Antje war inzwischen an ein Hinterfenster geeilt. Sie wollte sich an der überstürzten Flucht der beiden Helden weiden. Diese merkten jetzt allerdings mit Entsetzen, der Kahn war weg! So hechteten sie sich wohl oder übel in den Graben. Sie paddelten verzweifelt wie junge Möpse und rannten triefend in die Wiesen.

Antje huschte grinsend in den Ballsaal zurück und setzte ihre Mitstreiter ins Bild. Die lagen in den beiden gepolsterten Armlehnstühlen der Gespenster und krümmten sich vor Lachen. Auch die Beseitigung des Kahns war übrigens verabredet gewesen. Antje hatte ihn bald nach Beginn der Vorstellung heimlich um die Ecke gerudert. Überdies waren sie bereits übereingekommen, die Strolche nicht festzunehmen oder bei der zu erwartenden Flucht zu verfolgen. Denn sie hatten sie ja nicht nur vertrieben, sondern auch „identifiziert“. Das genügte Joos und Till einstweilen. Von Bestrafung hielt man im Club *Roter Holunder* ohnehin traditionell wenig. Bestrafung war ein Herrschaftsinstrument.

Antje hockte sich jetzt auf den Maulwurfshügel der noch nicht in den Schrank geräumten Bettlaken und bestätigte die Identität der Strolche. Während sie sprach, ließen die Drei eine Feldflasche mit Wasser kreisen. Zu Beginn der Vorstellung habe sie zunächst gedacht, sie sähe nicht recht, versicherte die magere 14jährige. Marus betrieb im Dorf in einem recht heruntergekommen Häuschen die einzige Kneipe. Mit der erwähnten „Kellnerin“ wohnte er dort auch. Der dicke, bauernschlaue Drieske, von Hause aus Büttner, später Bader, hatte es verstanden, sich von den Dörflern als „Bürgermeister“ wählen zu lassen, nachdem die Von Hoorns Zülfenbeek und einige benachbarten Dörfer aus ihrer Herrschaft entlassen hatten. Der blaublütige Clan begnügten sich seitdem, soweit es diese Gegend betraf, mit dem Schloß, dem Gutshof und den dazugehörigen Ländereien.

Joos nickte und sagte nach einer Weile schmunzelnd: „Der Plan mit der Edelherberge im Schloß ist eigentlich nicht übel ausgeheckt, oder etwa nicht? Erst spukt man,

dann besiegt man den Spuk und schlägt sein Kapital eben aus diesem … Eine andere Frage ist freilich, was *wir* jetzt anstellen."

Till war in seinem Sessel immer tiefer gerutscht und konnte sich das Gähnen kaum noch verkneifen. Jetzt hob er müde seine Arme und erwiderte:

„Schlafen gehen wir, mein lieber Joos. Morgen ist ein neuer Tag."

10

Bald nach der Gespensteraustreibung, noch im August und während der Erntearbeiten, traf ein berittener Bote auf dem Gutshof ein. Man rieb sich die Augen: Auf der Satteldecke seines feurigen Schimmels war beiderseits ein Wappen zu sehen, das drei rote Post- oder Jagdhörner auf goldenem Grund zeigte. Es war das Wappen der Von Hoorns, wie Pächter Dockx wohl wußte. Der Bote erkundigte sich vom Sattel aus, ob sich hier der Zimmermann Joos Bakker aufhalte. Dockx nickte verblüfft und holte den Rotbart aus der Scheune, wo er gerade ein paar morsche Deckenbohlen austauschte.

„Guten Tag, mein Herr. Sie sind der Zimmermann Joos Bakker? Na, wunderbar. Dann habe ich Ihnen dieses Schreiben auszuhändigen. Nochmals Guten Tag!"

Damit tippte er grüßend an seine Hutkrempe und versetzte seinen Schimmel wieder in Trab.

Joos hatte den Brief der Gräfin mit zunehmend erhellter Miene, aber auch unter Kopfschütteln zur Kenntnis genommen. Beim Nachmittagstee las er ihn den versammelten Hofbewohnern vor.

»Sehr geehrter Herr! / Wie ich von Vertrauensleuten in Zwijndrecht höre, haben Sie kürzlich mein Schloß in Zülfenbeek energisch und einfallsreich von angeblichem Spuk befreit. Dafür meinen herzlichen Dank. Man hat mir überdies mitgeteilt, Sie seien inzwischen Sprecher einer Gruppe, die sich mit genossenschaftlichen Plänen trägt. Mein Pächter Dockx und dessen Töchter gehörten auch dazu. Da liegt es wohl nahe, Ihrer Unternehmung durch die Überlassung von Schloß und Gut Zülfenbeek unter die Arme zu greifen. Sie können das Anwesen haben. Mein seeliger Gatte, von Bluthund Alba ermordet, hat mich nicht in bitterer Armut sitzen gelassen. Unser Anliegen im Limburgischen und Seeländischen geht ja ohnehin mehr auf Freiheit als auf Reichtum. Sollte Ihre Gruppe die Schenkung annehmen, genügt eine entsprechende kurze Erklärung an das Gericht in Zwijndrecht. Ich habe es bereits verständigt. Weitere Formalitäten erübrigen sich dann. /

Mit den besten Wünschen für Ihre Unternehmung und einem besonderen Gruß an das erfreulich forsche Fräulein Antje Dockx grüßt Sie / Alida Elisabeth Geertruida Gräfin von Hoorn.«

11

Ursprünglich schwebte mir vor, die *Flämischen Frechheiten*, wie ich dazu auch zu sagen pflegte, an diesem Punkt *nicht* abzubrechen. Ich gedachte sie um eine Fortsetzung Richtung Korsika auszuweiten und dementsprechend *Roter Holunder und Schwarze Oliven* zu nennen. Es wäre sicherlich ein Kurzroman geworden. Eingedenk meiner vorangegangen „utopischen" Erzählungen wäre es aber zuviel der Wiederholung gewesen, fürchte ich inzwischen. Deshalb verwerfe ich diesen Plan und teile nur noch ein paar Überlegungen zu ihm mit.

Ein erstes Aufsehen erregendes historisches Ereignis, das ich genutzt hätte, stellte die große Plünderung Antwerpens durch die einfallende spanische Armee im November 1576 dar. Es gab viele Brände; sogar das Renaissance-Rathaus ging in Flammen auf. Die anscheinend meuternden, weil wieder einmal nicht ordnungsgemäß besoldeten Soldaten wüteten vier Tage lang, und anschließend waren sie noch einmal so lange damit beschäftigt, ihre Beute auf Karren zu laden und in Sicherheit zu bringen. Etliche BürgerInnen ergreifen die Flucht, darunter Nele, Aline und Soetenser. Naheliegenderweise flüchten diese Drei, wie auch bereits vereinbart, nach Zülfenbeek, wo sie gleich feierlich in die neue *Gemeinschaft Roter Holunder Zülfenbeek* aufgenommen werden. Soetenser nimmt mit Joos und einem Schlosser den Bau einer Spindelpresse in Angriff, die auch Bücher drucken kann. Das Ding wird wuchtiger als ein Klosetthäuschen, aber es tut seinen Dienst. So reiht es sich in einige wichtige Erwerbsquellen der neuen Gemeinschaft ein. Mit den Monaten und Jahren wird Nele allerdings klar: wenn die neue „Kommune" auch durchaus guten Zulauf hat, dann doch von eher ungeeigneten, meist recht ungebildeten Leuten. Auch die Töchter Dockx sind natürlich nicht das Gelbe vom Ei. Entsprechend unterentwickelt bleibt in Zülfenbeek die Schlichtungskunst, heute Konfliktbearbeitung oder Mediation genannt. Dafür legt die Gruppe mehrheitlich Wert auf den religiösen Zug, den man ja auch von Lebensgemeinschaften der Urchristen oder der zeitgenössischen WiedertäuferInnen kennt. „Freidenker" Till, der lieben Antje verfallen, kann sich dem anpassen, aber der Fraktion Nele schmeckt das auf die Dauer gar nicht. Im übrigen läßt sich Neles bekannter

Sonnen- und Heilkräuterhunger selbstverständlich auch in Zülfenbeek nicht stillen. Es zieht sie nach wie vor gen Süden.

Was Wunder, wenn sie 1582, sechs Jahre nach ihrer Flucht aus Antwerpen, Montaignes Bericht aus Korsika wie eine Offenbarung liest. Französisch beherrscht sie inzwischen recht gut. Der Essayist hatte seine Schilderung aus der noch jungen südkorsischen Zwergrepublik *Bonifacio* an Soetenser geschickt. Darin betont Montaigne auch die ungewöhnliche „Geschultheit" der rund 2.500 RepublikanerInnen. Sie verdanke sich einer jahrelangen Vorbereitung, die eben nicht nur die militärische Überrumpelung des Herzogs, sondern auch die gründliche Erörterung der Vor- und Nachteile verschiedener Lebensformen und die Entwicklung der angestrebten Sitten und Strukturen einschloß. Federführend dabei war eine Gruppe um den Philosophen Bethmondo, die sich bereits vor 1570 auf dem Festland gebildet hatte. Prompt wurde Bethmondo dann auch nach dem Umsturz (1573) zum zeitlich ersten „Schiedsrat" der Zwergrepublik gewählt.

Wie sich versteht, herrschte nun nicht der Herzog aus Porto Vecchio, vielmehr das Konsensprinzip in der ungefähr 10 mal 12 Kilometer messenden Zwergrepublik, die auf der Landkarte einer umgekehrten Zipfelmütze mit dem Hafenstädtchen Bonifacio als Bommel ähnelte. Den Umsturz selber habe ich neulich mit dem Mund des französischen Schriftstellers Marcel Jodelle in der letzten Geschichte meiner *Korsischen Räuberpistolen* umrissen, Kapitel 4. Jetzt gelingt es der begeisterten Nele, inzwischen 23, Mutter und Drucker für eine Ausreise zu gewinnen und über Montaigne eine vergleichweise flotte und sichere briefliche Verständigung mit Bonifacio ins Werk zu setzen. Im Ergebnis sind die Drei willkommen. Die Rätin für Auswärtiges empfiehlt den Seeweg, nämlich die Frachtlinie Rotterdam–Sevilla–Nizza für die Anreise. Ein beträchtliches Startkapital steuert wieder die Gräfin bei.

Eine gewisse Neuheit wäre diese Zwergrepublik insofern gewesen, als sich so gut wie alle 2.500 EinwohnerInnen in dem Haupt- und Hafenstädtchen Bonifacio ballten. Auf wuchtigem felsigem Hügel unmittelbar am Mittelmeer thronend, folgte dem Städtchen eine quergestreckte Bucht als idealer, geschützter Naturhafen, dann eine wildblühende und beinahe betäubend duftende Maccia, aus der allerdings zahlreiche Gärten und einige Äcker geschnitten waren. Man erzeugt vor allem Olivenöl, Wein und Anti-Mücken-Elixier, im Löwenanteil für den Tausch mit Nachbarländern. In Bonifacio selber ist das Geld abgeschafft. Nebenbei konnte einen die Maccia bereits durch unablässig trommelnde schrille Musikanten betäuben, die sie da unten Zikaden nennen. Die Maccia wiederum stieß im Norden vor ein Gebirge, das mit seinem Rand gerade noch zum Republik-Territorium gehörte. Diese nicht unproblematische Lage hatte man eben vorgefunden.

Bonifacio mit seinem Kastell auf der Schädeldecke hätte keiner so schnell geschliffen. Somit waren in der Stadt Strukturen zu entwickeln, bei der sich die Eingepferchten nicht auf die Nerven gingen. Und nebenbei mußte Wasser her, sonst wären sie verdurstet.

Für das letztere hatten freundlicherweise bereits die Römer – beziehungsweise deren Sklaven gesorgt. Schließlich hatte das Hauptstädtchen wegen der Felsen keine Brunnen, eigentlich ein schmerzlicher Nachteil. Dafür jedoch wies es einen alten, echten, vielbögigen Aquädukt auf, der Trinkwasser aus dem erwähnten Randgebirge brachte. Gewiß müssen sowohl die Republikgrenzen wie das kostbare Quellenhaus am Beginn der Wasserfernleitung ständig bewacht werden. Nele kommt also nicht in wunderschöne unkriegerische Zustände. Überdies ist so eine Wasserleitung, die auch eine Druckrohrstrecke und manche Speicherbecken und Abzweige aufweist, recht wartungsbedürftig, wobei eine heilkräuterische Ausbildung wenig nützlich ist. Da stehen viele Reinigungs- und Erneuerungsarbeiten an. Und sofern eine Republik keine Sklaven hat, müssen auch in dieser Hinsicht die BürgerInnen selber ran. Archäologin Renate Tölle-Kastenbein versichert in ihrem 1990 in München erschienenen Werk über *Antike Wasserkultur*, die Kalkablagerungen in den Kanälen, Röhren und Becken etwa seien oft steinhart gewesen; die kratzt man nicht mit Zahnbürsten ab. Andererseits gesundet der Gemeinschaftssinn gerade durch knochenbrechende oder hautabschürfende Instandhaltungsarbeiten gar nicht so unerheblich, oft auch verbunden mit einigem Spaß. Nebenbei durfte Nele sofort einen Kräutergarten am Fuß des ehemaligen Kastells anlegen. Die Fernleitung tränkte ihn. Er glänzte sogar mit Madonnenlilien, obwohl die frühere Kathedrale inzwischen Plenums- und Ausstellungsort war.

Vielleicht noch ein kleiner Tritt gegen Tölle-Kastenbein. Die Architekten der ganzen antiken Wasserbaukunst, die Entwerfer und Baumeister also, vergißt sie selbstverständlich nie zu erwähnen und zu rühmen. Was bei ihr kurzerhand unter den Tisch fällt, sind ganze Rudel an Steinmetzen und wahre Heere von Sklaven. Soziologie hat sie nicht zu interessieren – sie ist Archäologin. Wenn sie ab und zu einen mühsam und kunstvoll behauenen Pfeiler der riesigen unterirdischen Wasserzisterne *Binbirdirek* (Istanbul) zärtlich umarmte, war es wahrscheinlich schon viel.

Für Nele stellte das Schärfste nicht etwa ein neuer Liebhaber dar (den wir ihr ruhig bewilligen können), vielmehr das „Sturzwasser“ am äußersten Ende des Aquädukts. Hier durfte das überflüssige Quellwasser kurzerhand auf eine Art Terrasse an der Steilküste prasseln. Man säuberte und neckte sich selbstverständlich ausschließlich nackt. Allein dieser seltene Tummelplatz trug den Ruhm der *Freien Republik Bonifacio* binnen weniger Jahrzehnte durch ganz Mitteleuropa.